

## Schwindende Illusionen

Von Mariena Solbati

Susanne ist sechzehn Jahre alt. Sie ist braun, hübsch und glücklich. Sie weiß nicht, was Liebe ist und kennt daher keinen Kummer. Vor zwei, drei Tagen ist sie ans Meer gekommen und genießt die Herrlichkeit des blauen Himmels und die Unermesslichkeit des Wassers. Sie badet die nackten Füße in den Wellen und singt. Ein junger Mann kommt den Strand herunter und beobachtet eine Weile das Mädchen, das froh zu sein scheint über die dreiste Störung. Er setzt sich an den Uferstrand und lächelt zu ihr hinüber. Dann, während Susanne mit gerafften Röckchen aus den seichten Wellen steigt, stellt er sich vor:

„Antonio Longhi, Student.“ Das Mädchen lächelt und nennt ihren Namen.

Sie unterhalten sich eine Weile. Antonio sagt, er sei sechzehn, genau so wie sie. Sie lassen Sympathie zueinander, ein liebliches Idyll wird geboren, eine wunderbare Verbindung von Freude. Täglich treffen sie einander und bleiben von früh bis abend zusammen, sie denken an nichts, was außerhalb ihrer jungen, keimenden Liebe liegt. Dann, eines Abends, in der Dämmerung, hinter den Hütten, gibt er ihr einen Kuß. Den ersten Kuß, den das Mädchen bekommt.

Susanne ist glücklich. Sie glaubt, sie würde von diesem Mann nie mehr lassen können, sie müßte das ganze Leben mit ihm zusammen sein. Die erste Liebe eines Mädchens würde unvermeidlich zum Altar führen, wenn der sechzehnjährige Mann es verstünde, dauerndes Glück zu erschaffen und es auch zu erzwingen. Aber der Mann, der sein Leben erst beginnt, sucht bloß jene Unterhaltung, die man unter dem kleinen Fremdwort Flirt zusammenfaßt.

Eines Tages, nachdem er das Mädchen geküßt hatte, wagt Antonio einen weniger harmlosen Vorstoß; Susanne schreit zurück, lächelt krampfhaft, um die Verwirrung zu bemänteln, und murmelt: „Nein, nein, ich will nicht.“

Er streicht ihr eine Locke aus dem Gesicht und sagt: „Wenn wir uns eines Tages begegnen werden und du verheiratet sein wirst, dann wirst du mir das gewähren, worum ich dich heute bat, nicht wahr?“

Susanne erblickt. Die Schatten der Dämmerung senken sich auf ihr weberfülltes Herz.

„Oh...“, sagt sie, „wie werden ja sehen...“ Und geht eilig davon. Sie geht den meerseuchten Sandweg entlang und denkt an Antonio und seine Worte. So werden sie nun bald Abschied nehmen müssen. Er, um irgendein Ziel zu verfolgen, sie, um die kurze Freude, die sie erlebt hat, zu vergessen. Und sie hat doch geglaubt, die Liebe gefunden zu haben, die einzige, große Liebe des Lebens! Sie war also für Antonio nur ein Zeitver-

treib gewesen... Ihr kleines gutes Herz, das voll war von unermesslicher Zärtlichkeit, ist in viele Stücke zerrissen. Aber nun weiß sie es: morgen schon wird sie mit den anderen so spielen, wie Antonio mit ihr gespielt hat.

Sie sieht, wie er heiter und guter Dinge fortgeht. Lange blickt sie ihn nach, dann läßt sie ihre großen erstaunten Blicke im Kreise herumgehen. Und sie ist so hübsch und so jung, daß es ihr an Verehrern nicht mangelt. Fröhlich bewegt sie sich unter ihnen, heimlich lächelt sie Versprechen zu. Oh! Wenn sie sie alle in sich verliebt machen könnte, damit dann ihre Herzen daran zerbrechen, wie ihr eigenes Herz an jenem Abend zerbrochen ist!

Sieben Jahre lang lebt sie voll Grausamkeit und ohne Bedenken dieses Leben. Immer neue Herzen will sie zwischen ihren kleinen Händen mit den scharfen Nägeln fühlen, um die Enttäuschung des einen Tages zu vergelten. Alle weibliche Süße in ihrem Wesen hat sie zerstört, und sie lacht, wenn sie an den Hauber des von kleinen Kindern erwärmten Nestes denkt, denn sie weiß, daß es zu spät geworden ist und daß die glückliche Stunde, von Antonio Longhi getötet, für immer vorbei ist.

Eines Tages, Susanne ist dreißig Jahre alt, sieht sie einen jungen Mann wieder, den sie seit Kindesbeinen kennt, einen Jugendgepielen. Er ist zwanzig, hübsch, schneidig und lustig wie ein kleiner Junge. Ein neues Opfer für ihre unerfüllte Mackegier. Sie spielt mit dem Jungen und steigt bald langsam und plaumäßig wickelt sich das Spiel ab, wie ein kleines Programm ohne unvorhergesehene Zwischenfälle. Aber Alfredos Küsse machten sie traurig. Sie möchte wieder das Herz einer Sechzehnjährigen haben, um es wie ein kostbares Geschenk dem Manne darzubringen, den sie liebt.

Es ist zu spät! Die Vergangenheit läßt sich nicht auslöschen, und Susanne hat nicht das Herz, Alfredo zu täuschen. Sie kann das Spiel nicht fortsetzen.

Er ist nun fern von ihr und schreibt ihr flammende Briefe. Susanne liest die Briefe, weint und beantwortet sie nicht. Dann, eines Tages, schreibt sie:

„Ich habe geachtet, Kleiner. Zwischen uns beiden kann es nichts geben. Vergiß mich und bewahre Dich für ein Mädchen, das Deiner würdig ist.“

Und sie weint gar nicht über dem Blatt Papier, das ihr Leben vielleicht für immer zerstören wird. Dann denkt sie, daß Alfredo, wenn er sie wirklich liebt, eines Morgens unerwartet erscheinen und sie mit sich fortführen wird, der Freude entgegen. Er wird alles, was in ihrem Leben schlecht war, auslöschen und sie anbeten, er wird ihre Seele verwan-

deln, daß sie niemand wiedererkennen wird, und wird sie seiner würdig machen.

Aber Alfredo kommt nicht. Langsam und träge vergehen die Jahre. Dann kommt er eines Tages doch. Mit seinen Schwestern, die er in die Ferien begleitet. Susannes Herz zittert und hofft.

Sie sitzt neben Alfredo im Auto und spricht zärtlich: „So viele Jahre sind schon vergangen, und vielleicht auch viele Erlebnisse... Wie geht es deiner Mutter? Gut?“ „Gut,“ antwortete er wie im Echo und raß über die Landstraße.

In der Dämmerung geht Susanne in den Garten. Blumen pflücken. Sie pflückt zwei weiße Rosen: eine ist groß, entfaltet und prächtig; die andere ist lieblich, eine kleine geschlossene Knospe.

„Wo ist denn Alfredo?“ fragt sie die Schweigern.

„Ich sah ihn gerade fortreiten. Jeden Abend um diese Stunde geht er zur Villa Alba, um seine blonde Braut aufzusuchen. Wuschtest du denn nicht, daß er verlobt ist?“

Susanne lehnt sich an einen Baum, denn sie fühlt, wie alles sich um sie dreht, die Pinien, die Rosenstöcke, die blühenden Macqueriten.

„Nein, ich wußte es nicht,“ sagte sie. „Ich gehe ihn begrüßen.“

Langsam verläßt sie den Garten. An der Brücke bleibt sie stehen, dann kauert sie sich an einem Mauervorsprung nieder.

Da kommt Alfredo, jung und fröhlich, auf seinem Braunen vorbei. Er erblickt Susanne, hält an und neigt sich lächelnd zu ihr nieder.

„Ich weiß, daß du verlobt bist, Alfredo, und daß du jeden Abend zu deinem blonden Mädchen gehst. Liebst du sie sehr?“

„Ja, sehr,“ antwortet er strahlend. „Ist sie gut... und hat sie eine weiße Seele, dein Mädchen?“

„Sie ist eine kleine Lillie.“ „Bring ihr diese Rose.“ Sie reicht ihm lächelnd die geschlossene Knospe.

„Warum nicht die andere?“ fragt Alfredo und springt aus dem Sattel. Nachdenklich betrachtet er Susanne, die er einst leidenschaftlich geliebt hat, und die nun bleich und leidend vor ihm steht.

„Die andere ist für mich, Alfredo. Sie blättert schon ab. Leb wohl!“

Und während sie ihn davonreiten sieht, preßt sie die Rose so fest in ihrer Hand, daß sie zerbröckelt. Eines nach dem anderen fallen die Blätter auf das Wasser, das unten vorbeiströmt. Es sind ihre letzten Illusionen, die niederfallen und davonschwimmen. Susanne weiß, daß ihre Jugend und ihr Leben damit zu Ende ist. Und sie denkt an das ferne Erlebnis, doch das sie auf einen Frivolen ohne Ziel und ohne Freude geraten war.

# Wiener Gespensterfonate

Von Ludwig.

Schwarzenbergplatz. Wer läßt sich heute von wem huldigen? Dollfuß? Der neue Herr Bürgermeister? oder Herr Handelsminister? Starhemberg? Nein. Diesmal huldigt man der schwarz-gelben Vergangenheit, symbolisiert im „Wehrmann in Eisen“.

Eine Menge Polizisten sind da, damit das Volk von Wien seiner Begeisterung für die Regierung nicht allzu vehementen Ausdruck verleihen! Heimvorkleure (pro Mann 3.50 Schilling im Tag) und eine illustre Gesellschaft aus den Kreisen des Adels, der alten Wehrmacht. Sie tauchen auf wie aus einer Theaterverjüngung. Karnevalsfiguren, Kavaliere echter Vorkriegsqualität, Fleischgewordene warnen aus der „Gesellschaftschronik“ des Lippovich-Journals. Das „Volk“, das zu dieser Regierung steht.

Die Frau Erzherzogin ist da, mit dem Bundesgesicht, aus dem zwei waschblaue Augen molant in die Menge starren, Damen mit Halsbändern, die den Kropf zusammenpressen, behändelte, genährte Offiziersweiber, die sich in der Sonne wiedererlangter Repräsentationsgelegenheiten tummeln, Generale, denen das Stiergenick aus dem etwas schäbig gewordenen Goldkragen quillt wie Germeig, der unter dem Eindruck der Wärme im Topf emporsteigt, Pfaffen, das Brevier überm Schlappbauch, Spießer, die von Rührung überströmen, die „Arbeiterführer“ des Regimes mit krummdebotem Rücken, Industrielle ohne Unterschied der Konfession und Rasse. Es tut sich was: Man stellt den Wehrmann in Eisen wieder auf.

Glazen schwingen in der Frühlingssonne. Man erwartet den Herrn Bundespräsidenten, der die Festrede halten soll.

„Waren Sie bei der Huldigung der Stände, Frau Major,“ Nicht wahr, grohartig! Neizend war das, wie das Bäckermädel dem Herrn Bundeskanzler das Salzstängel reichete!...

„Amelie, wo bist du morgen? Sitzung beim Verband Christlichdeutscher Gögistenhausfrauen. Schade, ich habe gerade einen Tag für dich frei. Die Sorgen mit dem Frühlingsfest der katholischen Jungmädchen...“

Frau Oberstleutnant! Frau Obfrau! Oh, die Frau Präfer!...

Herr Minister! Herr Kommerzialrat! Excellenz!...

Der Bundespräsident erscheint. Musik. Begrüßungsreden. Zufuß.

Wittas: Die Bundesregierung hat beschlossen...

Er verzicht beim Sprechen schief den Mund. Am Ring stehen Arbeiter in Gruppen. Die geballten Fäuste in den Taschen.

„A propos Dollfuß! Waren Sie schon in der Likpitaneranstaltung im Prater? Ich sage Ihnen, pyramidal!“

Man hat den armen Krüppeln ein Dorf aus Holz und Kappe aufgebaut und dort hausen sie für einige Stunden, begafft von dummen Spießern, die meinen, es gäbe irgendwo in der Welt ein Land, wo diese Zwerge geboren werden.

Männlein und Weiblein, Gesichter wie Fötusse im Weingeist, zirpende Stimmen, faltensreiche Hände.

In dem Likpitanerdorf gehts autoritär zu, wie in Wien selbst. Einer nimt den Bürgermeister, ja das bedauernswerte Stetlin hält eine Ansprache an das Zwergevolk. Laut Vertrag.

„Wir lieben unser Dorf über alles! Wenn wir wollen, dann wird dieses Dorf das größte

Dorf der Welt werden. Aber Ordnung muß sein, sonst...“

„Heil Dollfuß!“ schreit einer aus der Zuschauermenge. Es ist kein Nachmann in der Nähe.

Bei einem Heutzigen unweit von Mauer. Der brave Wiener Bürger packt umständlich seine Schnitzel aus, sucht ein Taschentuch und begimmt zu lauen. Er unterbricht sich nur in seiner Tätigkeit, wenn er ein Glas Wein hinter die Binde gießt. Kinder quetschen, Liebespaare rücken näher, in periodischen Abständen verschwinden die Männer hinter einem Holzverschlag.

Ein Vaudeville taut auf, steigt auf einen Stuhl und beginnt seine Vorführung. Anständiges Lachen, als er seinen „Gehilfen“ aus einem Koffer zerrt.

„Hier sehen Sie meinen Gehilfen Engelbert! Ein lieber Schneck, net wahr? A bissel kurz gewachsen ist er, der Kamperletsch, aber a gschicter Bua. Wirft stad sein, Laufer! Credit wird nix, du bringst mi ja no vors Standgericht! Waas, dös macht nix? Du bist a feiner Herr! Du läßt dir's Reden net verbieten? Stad sein, sag i! Also erzähl den Herrschaften, wie's dir geht! Waas jagst, a Kriminalbeamter is da? Aber dös is nur a Einbildung, bei uns darf ma dazöhl'n, was ma wöll. Stier bist? Na ja, dös is ma alle. Es weern scho andere Zeiten kumma. Was jagst von Bezüglich? Bezüglich ist heut

auszüglich. Stad sein, sonst schias i mit Kanonen. Was, dös läßt dir net golln? Als freier Wiener? Die Pappen wirft halten, dallerter Bual!“

Alles wittert die Nebenabsichten dieses Dialogs und selbst die Spießer lachen befreit.

„Engelbert, du Raubersbua, jehe mach ma Schluch!“ endet der Vaudeville. „Was, du wüllst net eina? Er packt die Figur beim Kopf. „I reiß dir'n oba, den Schädel!“

Hilse, Staatsanwalt, Standgericht! Wo ist der Henker? Hilse!“

Ueber allen Tischen liegt breites Wiehern.

## Arme, glückliche Mutter

Siehe, mein Kind, wir müssen hungern. Ich und du.

Nach glanzlosem Tage bedt eine kalte Nacht uns zu. Und doch ertrage ich alles. Ertrage den Tag und die Nacht und den düsteren Traum,

denn immer, immer bist du im Raum, und du bist stärker, als Tage und Nächte und Träume sind, du bist die Zukunft, mein Kind!

Du bist auf dich gestellt: Blühe hinein in die rauschende Welt, halte in starken Händen das Licht der Frühe, durchglühe den Tag und die Nacht, durchglühe den Traum,

aufrecht stehe in deinem Raum. Jede Stunde, die verrinnt, hämmert die Zukunft, kündet dich, mein Kind! Er ich Ruschlewiw.

## Ein Kind tanzt...

Ein Kind tanzt. Jeden Abend um halb zehn hüpfet es auf die kleine Bühne des Kaffeehauses und zeigt einen arligen Tanz aus der strengen Schule der Spigenlehre. Hierlich schreiet es auf den Beinen an die Dame und dankt mit einer knigenden Verbeugung für den spärlichen Beifall, der ihm entgegenzieht. Aber das Mädchen würde auch danken, wenn sich keine Hände regten. Denn es dankt, weil es danken muß. Und das bleiche Gesichtchen bleibt starr und unbeweglich, streng darauf bedacht, keinen Fehlschritt zu tun. Eine Bewegung nach der andern, Füßchen um Füßchen, immer genau im Takte, immer auf den Zeichenstiften und nie müde werdend, immer so, wie es beigebracht, gelehrt und gedrillt worden ist. Die Scheinwerfer strahlen. Das Publikum trinkt Kaffee und raucht Zigaretten. Die Kellner gehen in den weißen Kitteln auf und ab oder stehen gelangweilt am Büfett. Und auf der Bühne tanzt ein Kind. Müde und schüchtern, angstvoll, in betlagenswerter Exaktheit. Ein Kind von acht oder neun Jahren. Tanzt, weil es tanzen muß. Weil es durch seine Eltern kontraktlich verpflichtet worden ist. Wir haben ein Verbot der Kinderarbeit. Wir haben dafür gekämpft, daß die Kinder aus den Fabriken herausgeholt wurden. Und wir kämpfen heute noch darum, daß die Kinder in Sonne und Freiheit groß werden sollen. Wir sind heute stolz darauf, daß wir ein Verbot für Kinderarbeit in Fabriken besitzen, daß die Jugendlichen von jeder Nachtarbeit gesehlich befreit sind. Wir rühmen uns dieser Taten, wir freuen uns über diesen Fortschritt, und wir glauben, es herrlich weit gebracht zu haben.

Und im Jahre 1932 kommt ein Grand Café der Stadt Zürich und verpflichtet zur Beschäftigung seiner Gäste ein acht- oder neunjähri-

ges Mädchen, und glaubt, damit eine Bombenattraktion gefunden zu haben. Jeden Abend um halb 10 Uhr trippelt das arme Ding auf die Bühne und in die zigarettengeschwängerte Luft hinaus, um einem Kaffeehaus- und Dancing-Publikum zu zeigen, daß man ihm in strenger Schule den Spigentanz beigebracht hat.

Aber hinter diesem Kinde verbirgt sich eine ganze Welt der Not und des Elends. Ein Mädel wird um 30 Silberlinge verschachert, um in seiner Unschuld in kurzem Spigenröckchen auf den Beinen zu tanzen, um irgendwelchen Gästen als Amüsement zu dienen, um den Besuchern des Kaffeehauses etwas Kurzweil zu bieten, um in seiner grenzenlosen Hilflosigkeit von blasierten Jünglingen belächelt zu werden, um die Anziehungskraft des Etablissements zu steigern, und letzten Endes, um als wertvolle Kapitalanlage spärliche Pinzen zu bringen.

Ein Geschäft, bei dem alle gewinnen: die Eltern; die ihr Kind jeden Abend in die zigaretten- und parfumdurchhauchte Luft des Kaffeehauses werfen und schmunzelnd den Beifall und die Gage kassieren, das Lokal, das um eine Attraktion reicher ist, und die Gäste, die nicht ahnen, welch grenzenloses Elend hinter dem bleichen Gesichtchen des Mädchens verborgen ist.

Nur eines verliert bei diesem Geschäft: das blasse, durchsichtige Gesicht im kurzen Spigenkleid, das in Kaffeehäusern auf schwachmüden Beinen tanzen muß, das jeden Abend um halb zehn Uhr im Lichte der Scheinwerfer hundert Augenpaaren preisgegeben und in artiger Verbeugung für den spärlichen Beifall danken muß, weil es durch Eltern und Direktor kontraktlich verpflichtet ist. Aber was bedeutet dieser Verlust in einer Zeit, wo man stolz ist darauf, wenn man sagen kann: „Ein Kind tanzt...“ §§

# Maschinist Otto Krisch aus Kremfier

Ein vergessener Märtyrer der Polarwelt.

Am 20. Mai jährte sich das hundertste Mal der Tag, an dem die Besatzung der „Tegetthoff“, des berühmten Schiffes der Bayer-Weiprechtischen Nordpolexpedition der Jahre 1872—1874, das vom Eis umschlossene Schiff verlassen haben, um mit Schlitten und mit Booten den Weg zur europäischen Küste — also zurück zum Leben — zu wagen. Am 15. Juli 1872 verließ die „Tegetthoff“ Tromsø. Nicht lange dauerte ihre Fahrt im Polarmeer. Schon am 20. August ist sie von unüberwindbaren Eismassen umschlossen worden. 21 Monate lang war das Schiff Heim und Heimat für seine Bewohner. Die Vorräte an Nahrung und die Geschwornenmunition — die die Beschaffung frischen Fleisches durch Jagd auf Eisbären und Polarvögel ermöglichte — verringerten sich in bedauerlicher Weise. Bedenkliche Zeichen erinnerten daran, daß der Widerstand des Schiffes gegen das Drängen und das Pressen des Eises, gegen die mörderische Umarmung durch die gewaltigen Eismassen nicht mehr lange dauern kann.

Mit der allernotwendigsten Nahrung und mit Booten, die sie auf ihren von Hunden gezogenen Schlitten geladen hatten, traten die Männer der „Tegetthoff“ am 20. Mai ihren Weg durch die Eiswüsten an und überließen das Schiff seinem Schicksal. Nach einem fast achtzigstägigen Marsch erreichten sie die Meeresküste und bestiegen ihre kleinen Boote. Mehr als zwei Wochen lang irren sie in ihren kleinen Booten im Meere herum. Sie sind nahe der Erschöpfung — und da siehe, es geschieht Wunder — sie erblicken am 24. August das russische Schiff „Nikolaj“. Dieses nimmt sie an Bord. Sie sind gerettet. Am 3. September erreichen sie Vardö an der nordwestlichen Küste. Von hier aus verkündet der Telegraph der Welt, daß die Männer der „Tegetthoff“ glücklich gelandet sind. Alle? Alle — nur einer nicht!

Alle, nur einer nicht: der Maschinist Otto Krisch aus Kremfier. Er starb am 16. März 1874 auf der „Tegetthoff“, zwei Monate bevor seine Gefährten den Weg, den Marsch angetreten haben, der in der Geschichte der Polarforschung für immer denkwürdig bleiben wird. Auf der Wilczetz-Insel bereiteten sie ihm seine letzte Ruhestätte. Julius Bayer setzte ihm ein Denkmal in seinem feinerzeit viel gelebten Werke über die von ihm und von Weiprecht geführten Nordpolexpedition 1872—1874.

Schwerkant, von Storbud und Tuberkulose gepeinigt und schon dem Tode geweiht, hat Otto Krisch noch immer eifrig gearbeitet. Er hat neue Eisägen und Bohrer, die der Befreiung des Schiffes dienen sollten, hergestellt. Am 9. März hatte der Matrose Antonio Lunio

viß Wache bei seinem Krankenlager und ... weil er glaubte — so erzählt Bayer — daß Krisch im Begriffe sei zu sterben, so begann er, um dem wenngleich Bewußtlosen, doch noch Lebenden die Pforten der Ewigkeit zu eröffnen, eine Stunde lang in der fanatischen Weise seiner südlichen Heimat mit lauter Stimme zu rufen: „Gesu, Giuseppe, Maria, vi dono il cuor e l'anima mia!“ Die waren zugegen und in unseren Kabinen beschäftigt, wagten wir es nicht, eine Handlung zu unterbrechen, deren Absicht zwar Frömmigkeit, deren Wirkung aber Grauen war. Unwillkürlich jagten wir uns, so stirbt man am Nordpol, allein und nie ein Irlicht erlösend und drücken harret des Dahingegangenen ein Grab aus Eis und Steinen. ... Schon länger als eine Woche lag er ohne Bewußtsein da, noch immer wahrte sein Todeskampf. Erst am 16. März nachmittags verkündete die plötzlich eintretende Ruhe, daß er uns verlassen hatte! Am folgenden Tage wurde die Leiche in einen Sarg gelegt, auf Deck gebracht und die Flagge auf den halben Mast gehißt. Am 19. März, bei 20 Grad Neaumur Kälte, fand die Bestattung des Maschinisten in sein einfaches Grab im hohen Norden statt. Ein trauriger Zug verließ das Schiff, einen Sarg in der Mitte, der mit Flaggen und einem Kreuze bedeckt auf einem Schlitten ruhte und nach den nächsten Strandhöhen der Wilczetz-Insel gezogen werden sollte. Schweigend und gegen heftiges Schneetreiben kämpfend, zogen wir hinaus durch die trostlosen Schneefelder, nach anderthalbstündiger Wanderung hinan zur Höhe der Wilczetz-Insel. Hier, zwischen Basaltsäulen, nahm eine Kluft seine irdische Hülle auf. ... Laut sprachen wir das Gebet für den Dahingegangenen, dem das traurige Los beschieden war, nur die Zeit unserer Leiden zu teilen, nicht aber die des Erfolges und der Heimkehr. ...

Zehnjig Jahre sind seit dem ruhmvollen Marsche der Besatzung der „Tegetthoff“ vergangen. Ein Strähnchen der Erinnerung gebührt auch dem Toten der „Tegetthoff“, dem vergessenen Märtyrer der Polarwelt, dem Maschinisten Otto Krisch aus Kremfier. J. K.

## Heiteres

**Im Kino.** Feuerig drückt auf der Leinwand der Filmheld die platinblonde Geliebte in die Arme. Eng aneinandergelehnt, folgt das Liebespaar im dunklen Kino dieser stürmischen Zärtlichkeitsäußerung. „Siehst du, Erwin“, seufzt sie vorwurfsvoll, „so zärtlich bist du nie mehr zu mir!“ — „Haßt du denn auch 'ne Ahnung, was der ein Bombengeld dafür kriegt?“

**Theaterersatz 1933.** Kaufmann Korn geht nie in ein Theater. „Auch nicht in ein Trauerspiel?“ Korn knurrt: „Wenn ich ein Trauerspiel sehen will, zähle ich mein Geld.“

**Sie saßen in einer Bar.** Plötzlich gab es einen furchtbaren Krach. Er nahm sie an der Hand und sagte: „Kommt, wir wollen tanzen!“ — „Nicht doch, Liebbling“, sagte sie sanft, „das war nicht die Jazzband. Ein Kellner hat ein Tablett fallen lassen.“

**Unter Freundinnen.** „Ich höre, du erzählst unter unseren Bekannten, ich wäre so alt, daß ich deine Mutter sein könnte?“ — „Wie lächerlich! Ich habe nur gesagt, ich bin so jung, daß ich deine Tochter sein könnte!“

**Entgegenkommend.** Hausfrau zum Installateur im Badezimmer: „Sind Sie bald fertig? Ich möchte gern baden.“ — Installateur: „Baden Sie ruhig! Mich stört's nicht!“

**Auch eine Wirkung.** „Haben die Pillen Willkür gut getan?“ fragte der Arzt. „Aber ja“, erwiderte die Mutter glücklich. „Er spielt den ganzen Tag mit ihnen.“

**Großreinemachen.** „Hören Sie, Frau Nachbarin, seit heute morgen acht Uhr sitzt Ihr Mann in der Badewanne und jetzt ist es gleich Mittag! Was fehlt ihm denn?“ „Ach, nichts! Wir haben bloß Großreinemachen heute, und da ist er aus dem Weg!“

**Vierbank.** Die Vierbankpolitiker politisierten kräftig. „Ich sage Ihnen“, erzählte Bammler gewichtig, „in zwei Monaten ist die ganze Krise überwunden.“ — „Das sagen Sie schon seit drei Jahren.“ Bammler schlug auf den Tisch. „Und ich werde es noch drei Jahre sagen. So sicher bin ich meiner Sache.“

**Ein Herr geht suchend durch die Abteilungen des Geschäftshauses.** „Sucht der Herr etwas in Herrenkleidung?“ fragt der Geschäftsführer besonnen. — „Nein, in Damenkleidung.“ wusch sich der Herr das erhitzte Gesicht. „Meine Frau ist mir abhanden gekommen!“

## Die Rache des Komponisten



**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

# Das moderne Huhn

Von W. Golbrook.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß der Besitzer eines Hühnerhofes nichts anderes zu tun habe, als seiner gefiederten Schar ein paar Handvoll Körner auszustreuen und dann am nächsten Morgen die Eier einzusammeln — sicherlich ein reicher Ertrag einer so bescheidenen Anlage. Das mag vielleicht für eine vergangene Zeit zutreffend gewesen sein. Die modernen Hühner jedoch kennen ihre Rechte.

Der künftige Hühnerzüchter malt sich seine Betätigung als eine Art Vereinigung des heiligen Franziskus von Assisi und einem öffentlichen Notar aus, der, umgeben von seinen gefiederten Freunden, ihre Ertragnisse aufzeichnet. Aber jeder, der längere Zeit auf dem Lande gewohnt hat, weiß, daß die Hühnerzucht weit strengere Anforderungen stellt. Um in ihr auch nur bescheidene Erfolge zu erzielen, muß man die Geduld eines Säulenheiligen, die Geschicklichkeit und die Kenntnisse eines berufsmäßigen Tierarztes, und den Appetit eines Mahatma Gandhi in sich vereinen.

Vor allem werden Sie, wenn Sie je ein Huhn einige Zeit hindurch beobachten, bemerken, daß es all die Stunden, während welcher es nicht schläft, darauf verwendet, Nahrung zu suchen und zu verspeisen. Sein Stückenpferd ist Essen und nichts als Essen. Das bedeutet nun weiter kein ernsthaftes Problem, solange das Huhn Ihrem Nachbarn gehört, da es in Ihrem Garten auf Fütterung durchstreifen kann. Aber wenn das Huhn Ihnen gehört, dann trägt Ihr Nachbar die Verantwortung für die Ernährung des Tieres. Zuerst müssen Sie sich also die Frage vorlegen: „Hat mein Nachbar einen Garten?“ Wenn er keinen hat, dann geben Sie die Hühnerzucht besser von vornherein auf!

Zweitens werden Sie sich mit den mannigfachen Krankheiten des Hühnervolkes vertraut machen müssen, wobei Sie mit Verwunderung erfahren werden, daß eine davon Pips heißt. Vorausgesetzt, daß Sie imstande sind, all diese Geheimnisse des Hühnerhofes von Ihren Lieblingen fernzubehalten, harzt noch das Kernproblem des Eierlegens seiner Lösung. Es gibt ja noch einige altmodische Hühnerzüchter, die diese Angelegenheit einfach dem Huhn überlassen. Aber ein wissenschaftlicher Hühnerzüchter wie Sie, wird Strategie, moralische Ueberragung, und die Macht der Suggestion in den Dienst der Sache stellen. Die modernen Hennen sind weit gewitzter als ihre Großmütter. Jemand etwas, halbwegs Rundes und Weißes konnte zu ihren Zeiten als Hede dienen. Die Entdeckung eines sonderbaren eiförmigen Gegenstandes in ihrem Nest weckte den mütterlichen Instinkt der Henne und stachelte zugleich ihren Sportgeist an. „Ein recht mißgehaltenes Ei!“ pflegte sie zu klagen. „Ich bringe mit Leichtigkeit etwas Besseres zustande!“ Und das tat sie auch.

Später strebten die Nestleiter-Erzeuger realistischere Wirkungen an. Sie stellten ihre Erzeugnisse aus Porzellan, Glas und bemaltem Holz her — so weiß und glatt, daß sie kaum von wirklichen Eiern zu unterscheiden waren. Und die Henne, die ein solches Meisterwerk in ihrem Nest fand, entwickelte sofort einen Minderwertigkeitskomplex. „Hier ist ein Ei,“ sagte sie sich, „das alle Eigenschaften hat, die man von einem Ei verlangen kann. Besseres bringe ich bestimmt nicht zustande.“ Und sie versuchte es auch nicht.

Schließlich ertöte das normierte Nestleitende jede persönliche Initiative im Hühnerhof — was die Hennen anbelangt. Wann immer eine

Henne ein Ei in ihrem Nest fand — und wenn es auch ihr eigenes Ei war —, ließ sie es so gleich im Stich. Eier wurden an den unmöglichsten Stellen gelegt. Das Einsammeln der täglichen Eierernte erforderte die Kunst eines Waldläufers, eines Akrobaten und eines Hellsehers zugleich. Jeder Tag war Ostern für den Besitzer einer Hühnerzucht.

Dann erfand ein findiger Kopf das sogenannte Gallenest, eine Vorrichtung, die das Ei sofort verschwinden läßt, sobald es gelegt ist. Der Zweck des hölzernen Nestes war es, die Henne an ihre Pflicht zu erinnern, der Zweck des Gallenestes aber ist es, sie vergessen zu machen, daß sie ihre Pflicht bereits erfüllt hat. Wenn sie, nachdem sie ein Ei gelegt hat, das Nest leer findet, schließt sie, daß sie sich eben geirrt hat, weshalb sie sich wieder niederlegt und — in der Theorie! — ein zweites Ei legt.

Aber die moderne Henne läßt sich nicht auf so plumpe Weise täuschen. Als sich ein Schriftsteller meiner Bekanntschaft der Hühnerzucht

zuwendete, versuchte er, die Eierproduktion zu beschleunigen, indem er ihnen erzählte, wie viele Eier manche Fische legen, und indem er ein Grammophon im Hühnerjall anbrachte, das von frühmorgens bis spät in die Nacht Siegenlieder spielte.

Das gesamte Ergebnis war ein einziges Ei, das ein kleines Orpington-Huhn namens Charlotte legte.

Er ließ es fast einen Monat lang im Nest, indem er auf elf weitere wartete, um das Duzend vollzumachen, aber er konnte nicht einmal ein zweites erlangen. Er hatte nicht das Herz es aufzuweisen, und heute ruht es auf seinem Kamin Sims neben der Bronzebüste Napoleons und einem Messingferzenhalter aus Florenz. Inzwischen setzt er jeden Morgen seine Eierjagd fort; aber er hat bis nun noch kein zweites gefunden. Das ist ungemein entmutigend für ihn. „Diese unaufhörliche Eierjagd,“ sagte er gestern zu seiner Frau, „geht mir allmählich auf die Nerven. Ich denke, ich werde die Hühnerzucht aufgeben und mir ein Stückchen Land in der Wüste Gobi kaufen, um Dinosaurier zu züchten. Dinosauriereier, so liest man, sind heutzutage ein Vermögen wert.“

## Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 189.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen

Schwarz: Kd4, Df2, Ta8, z5, Ld6, Spd7, Bc3, d3. (8)



Weiß: Ka2, Tc6, Lg1, g8, Spe5, Ba3, a4, d2, f3. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzuzugenden.

Lösungszug zu Nr. 186: Tf2-c2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau, Dinnebir Emil, Tetschen; Lerche Franz, Wolfersdorf (wegen Portoersparnis 2 Lösungen auf eine Karte senden); Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegler Josef, Kerschlagel Josef, sämtlich Kleinaugst; Mildorf Adolf, Tschau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Lösel Richard, Hochdobern; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hieke Josef, Rudolf Friedrich, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, Dörre Alfred, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Fischer Karl, Ossek; Tabler Ernst, Franzenthal; Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Trlitsch Gustav u. Michel Fritz, Wisterschan.

Berichtigung.

Genosse Hyna teilt uns mit, daß in der Aufgabe Nr. 188 auf a6 ein weißer Bauer einzusetzen ist, sonst Nebenlösung nach Ta4-a6.

Schachinteressenten, Achtung!

Am Sonntag, den 17. Juni, um 9 Uhr vormittag findet die 1. Runde um die Kreismeisterschaft für 1934 statt. Es spielen Komotau: Sobrusan in Bergesurün, „Moser Gasthaus“, Wisterschan; Kielscha in Schönfeld, „Neue Welt“, Krochwitz; Neustadt in Bensen, „Jägerhäusl“. Genossen, erscheint zahlreich zu diesen Wettkämpfen.

## Partie Nr. 57

Neuindische Verteidigung. Gespielt im August 1929 im Leningrader Turnier.

Weiß: Vogt Schwarz: Romanowski  
1. d3-d4 Sg3-f6  
2. c3-c4 e7-e6  
3. Sb1-c2 Lf8-b4  
4. a3-a4 Lb4xc3+  
5. b3xc3 0-0  
6. Lc1-g5 d7-d6  
7. e2-e3 Sb8-d7  
8. Ld1-d3 Tf8-e8  
9. Dd1-c2 h7-h6  
10. Lg5xf6

Stärker war es, die Spannung mit Lh4 zu erhalten.

10. ... Sd7xf6  
Schwarz kann seine Kräfte jetzt ohne Mühe entwickeln.

11. Sg1-e2 e6-e5  
12. Se2-g3 Dd8-e7  
13. Ld3-f5

Wenn Weiß gleich rochiert, so spielt Schwarz e5-e4 mit Herbeiführung eines weiten Plans.

13. ... g7-g8  
14. Lf5xc8 Ta8xc8  
15. 0-0 Kc8-g7  
16. a3-a4

Zum Schluß will Weiß die Initiative ergreifen. Der Plan besteht in Tf1-b1 und nach b7-b6, a4-a5 mit Drohungen auf dem linken Flügel im Lager des Gegners. Schwarz kommt aber auf dem Königsflügel schneller in Gang.

16. ... h6-h5!  
17. h2-h3 h5-h4  
18. Sg3-e4?

Bedeutend besser war Se2, trotzdem Weiß auch dann mit Schwierigkeiten zu rechnen hatte, z. B. 18. ... Sb5 nebst f7-f5. Jetzt kommt es schnell zum Schluß.

18. ... Sf6-h5!  
19. Ta1-e1 S6-h5!

Auch 19. Sd2, f5 mit Vorbereitung von f4 durch e5-e4 gibt dem Weißen keine geeignete Perspektive.

19. ... e5xd4  
20. e3xd4 f7-f5  
21. Se4-d2 De7xe1!  
22. Tf1xe1 Ta8xe1+

23. Kg1-h2 Tc8-e8  
24. Sd2-f3 Te1-e2  
25. Dc2-b1 b7-b6  
26. Db1-b5 Te8-e7  
27. Kh2-g1 Te2-c2  
28. ... Te2-c1+

führt schneller zu Katastrophe, welche auch mit anderen Zügen nicht mehr abzuwenden ist.

28. ... Tc-c1+  
29. Kc1-h2 f5-f4!

In diesem Zuge liegt die ganze Tätigkeit. Es droht der zwingende Zug Sg3!

30. Db5-b2 Te1-f1  
31. Sf3xh4 Te7-e1  
32. g2-g4 f4xg3 e. p.+  
33. f2xg3 Tf1-h1+  
34. Kh2-e2 Te1-g1+  
35. Kc2-f3 Tg1xc3+  
36. Kf3-e4 Th1xh3

Weiß gibt auf.

(Anmerkungen von P. A. Romanowski. — Uebersetzt von R. Zeldner aus Heft 17 des „Schachmatny Listok“.) D.